**Stierkampf**

Lion Feuchtwanger

Die Arena war, die billigen Plätze in der Sonne und die teuern im Schatten, seit fast einer Woche ausverkauft; von überallher aus der Provinz waren die Leute gekommen, um sich des Vormittags die Prozession, gegen Abend den Stierkampf anzusehen. Denn auf dem Programm dieser Corrida, die übrigens zugunsten einer übernationalen hu­manitären Organisation, des ›Roten Kreuzes‹, stattfand, war der Stierfechter Montilla II angekündigt, der sich zur höchsten Rangstufe emporgearbeitet hatte, ein Espada der großen Klasse, nächst dem Diktator der meistgenannte Mann Spaniens.

Der Maler Greiderer, wiewohl er nur über ein paar Brok­ken Spanisch verfügte, versuchte angeregt, zutraulich, ein Gespräch mit seinem Nachbarn. Der erwiderte lebhaft. Der Bayer und der Spanier, ohne daß einer den andern recht verstand, schwatzten heftig aufeinander ein, gesti­kulierend, befriedigt jeder vom Interesse des andern. Der Maler Greiderer, der sehr aufnahmefähig war für jede Art von Volksschauspielen, sah in diesem Stiergefecht den Höhepunkt seiner spanischen Reise. Man hatte ihm viel von Blut, aufgeschlitzten Pferdebäuchen und ähnlich Wü­stem erzählt; er wartete neugierig, aufgekratzt.

Die Prozession am Vormittag hatte ihm großen Eindruck gemacht. Sachkundig, durch die Münchner Fronleich­nam-Prozession zum passionierten Kenner erzogen, hatte er alle Einzelheiten gewürdigt. In endloser Folge waren da an ihm vorbeigezogen die schweren, bunten Ornate der Geistlichen, die Heiligen, schimmernd in barbarischem Prunk, auf Bühnen, von vielen versteckten Männern in einem dumpfen, erregenden Gleichschritt herumgetra­gen, die strotzenden Uniformen der Offiziere und Bearn­ten, die Kirchenbanner, der nie aufhörende Schatz der Ka­thedrale, der Pomp des aufgebotenen Militärs. Pferde, Männer, Kanonen. Hinschreitend das alles auf Blumen, dick über die Wege gegossen, unter Zeltdächern, die die Straße überspannten, sie vor der starken Sonne schützend, zwischen Teppichen aus allen Fenstern und Baikonen. Da schaute der Maler Greiderer.

Jetzt am Nachmittag saßen die Tausende der Prozession im Stierzirkus, füllten die weißen Steinreihen hoch hinauf in den blendenden Himmel, ließen die bunten Tücher die Brüstungen hinabhängen, warteten nach dem Weihrauch, den Märtyrern, der Heiligkeit des Vormittags schausüch­tig auf das Blut der Stiere, die herausgerissenen Därme der Pferde, die in die Luft geworfenen, zertrampelten Män­ner. Verkäufer, Bier ausschreiend, Zuckerwaren, Obst, Programme, Fächer. Reklamezettel, alle Bänke überflu­tend. Die grauen, riesigrandigen, kuchenförmigen Filz­zylinder der Männer, die feierlichen Tücher der Frauen. Geschrei, Erwartung, Schweiß, Erregung.

Aber da ist schon die Quadrilla in die Arena eingezogen. Rasch, zu einer muntern Musik, marschieren sie, farbig, in Jäckchen, sehr bestickt. Verteilen sich schnell über den hellen Sand. Schon ist auch der Stier da. Stutzt, lange Stunden in Finsternis gehalten, vor der tobenden Menge im grellen Licht. Stößt in weichende, rote Tücher. Da sind auch die Pferde, erbarmenswerte Klepper, mit verbunde­nen Augen, geritten von Lanzenträgern in gigantischen Steigbügeln. Der Stier, schwarz geduckt, wuchtig, nimmt den dünnen Gaul auf die Hörner, wunderlich langsam ihn mitsamt dem Reiter hintenüberwerfend. Das geschieht in unmittelbarer Nähe Greiderers, der unten sitzt, ganz vorn. Er sieht das rohe Gesicht des kostümierten Pica­dors. Es dröhnt und kracht, wie der Stier die Hörner in den Gaul hineinbohrt, Greiderer sieht ihn herumwühlen in den Därmen des Pferdes, die Hörner aus dem Bauch des Gauls herausreißen, überschwemmt mit Blut und Einge­weiden, wieder hinein, wieder heraus. Herrgottsakra, das ist schon was anderes als der Salonkitsch des Herrn Kolle­gen von der keramischen Serie ›Stierkampf.‹ Die Erre­gung, die die dreizehntausend andern gepackt hat, greift über auf den bayrischen Maler Andreas Greiderer, schüt­telt auch ihn.

Der Stier, abgelenkt durch die Tücher bunter Burschen, wendet sich einem neu herangeführten Gaul zu. Der Rei­ter reißt ihm mit der Lanze ein Stück Fleisch und schwarze Haut heraus. Der Stier wirft den Gaul um. Der wird, überdeckt mit Blut und Kot, zitternd wieder hochgeris­sen, mit großer Mühe wieder gegen den Stier getrieben, jetzt von ihm mit den Hörnern gepackt, zerfleischt. Der Reiter hinkt hinaus. Der Gaul stöhnt, wiehert, will immer wieder hoch, bis ein Mensch mit einer roten Jacke ihn absticht.

Burschen mit kurzen, farbig bewimpelten Speeren stellen sich vor dem Stier auf. Einzeln, elegant, ihn durch schalk­hafte Zurufe anfeuernd. Laufen ihm in die schnaubenden Nüstern, im letzten Augenblick ausweichend, ihm die buntbebänderten Speere ins Fleisch bohrend, daß sie stek­ken bleiben. Die Menge begleitet jede Bewegung je nach ihrer Kunst mit prasselndem Beifall, rasendem Wider­spruch. Der Stier, gespickt mit den quälenden, farbigen Spießen, überrieselt von Bächen Blutes, rennt durch die Arena, wird von dem einen gestellt, von dem andern. Einen stößt er um, verwundet ihn, nicht ernstlich.

Jetzt tritt ein einzelner vor die Loge des Präfekten, nimmt den Zweispitz ab. Der Stiertöter. Es ist noch nicht Mon­tilla II, doch ein Espada von Rang und Namen auch er, hochbezahlt. Er stellt den Stier. In der Linken hält er das rote Tuch, in der Rechten den Säbel. Mit dem Tuch aus ganz kurzer Entfernung lenkt er den Stier, auf Fußspitzen, mit geschlossenen Beinen, locker, kaltblütig, nur den Oberkörper nach der Seite drehend, daß das Tier an ihm vorbei ins Leere stürmt, wieder zurück. Wie eine Mario­nette am Draht lenkt er das wütende Tier, durch die win­zigste Fehlbewegung sich mit Tod bedrohend. Jede Dre­hung wird von den Dreizehntausend mit Beifallsgeheul begleitet, so daß, da die Drehungen sich rasch folgen, hin und her, in ganz kurzen Abständen, der riesige Raum von den kurzen, rhythmischen Stößen des Beifalls schüttert.

Jetzt aber ist es am Letzten. Der Espada steht, den Degen waagrecht an der Wange, zielend, dem Tier gegenüber, klein, elegant, die Schultern gespannt. Aber sei es, daß er Pech hat, sei es ein Kunstfehler: der Säbel dringt nicht ins Herz, das Tier schüttelt ihn ab. Die Menge pfeift, wütet.

Der Maler Greiderer begriff nicht den Jubel des Publikums und nicht seine Wut; sein Nachbar sucht ihm die Regeln zu erklären, nach denen der Stier getroffen werden muß. Der Maler Greiderer versteht nicht recht: aber mit geht er. Er zittert mit in der Erregung der schreienden, pfeifenden, jubelnden Masse. Wie sein Nachbar, wie zahllose andere dem gefeierten Espada beim Umzug nach dem schließlich kunstvoll getöteten Stier ihre Hüte zuwerfen, da schmeißt auch der Maler Greiderer aus München seinen teuern, neu erstandenen spanischen Hut in die Arena.

Der Stier des vierten Kampfes wird ausgepfiffen. Er er­weist sich als feig. Dieses Tier nämlich, als es nahe dem Ende ist, will niederträchtigerweise in Ruhe sterben. Es achtet nicht auf die prahlerischen roten Tücher, nicht auf die hohnvollen Zurufe. Es ist groß geworden in einer Züchterei in der Nähe Cordobas, auf einer flachen Ebene mit gutem, kühlem Gras, unter einem weiten Himmel, bevölkert von vielen Störchen. Es ist groß geworden, dreitausendfünfhundert Peseten groß. Jetzt steht es da in­mitten der Tausende, gespickt mit bunten Spießen, über­schwemmt mit Blut, dumpf und schmerzvoll brüllend, Wasser lassend, süchtig nach Tod. An die Palisade drückt es sich, die Menschen sind ihm gleichgültig; selbst das Pul­ver und Feuer, das man ihm in den Nacken stößt, reizt das Tier nicht mehr. Es will nicht wieder in den Sand und die

Sonne. Es will an der Palisade stehen bleiben, hier im Schatten, und sterben.

Der Maler Greiderer schaute hin, versunken, das faltige, schlaue Bauerngesicht blaß vor leidenschaftlicher Anteil­nahme. Er verstand nicht, was sich ereignete, warum die Leute brüllten, bald für den Stier, bald für den Fechter. Er hatte viele Leute sterben sehen, im Bett, im Krieg, in den Münchner Straßenkämpfen, bei Raufereien. Aber dieses Schauspiel in Blut, Sand und Sonne, dieser genau gere­gelte, sinnlose Kampf, dieses großartige und scheußliche Schauspiel, in dem zum Spaß der Zuschauer gestorben wurde, grauenvoll und sehr wirklich, von jämmerlichen Pferden, von wuchtigen Bestien und vielleicht auch von einem dieser elegant fechtenden Männer, riß an seiner schausüchtigen Seele mehr als jedes andere Sterben, das er gesehen hatte.

Durch die abendlichen, belebten Straßen dann fuhr er in sein Hotel. Kinder spielten Stierkampf. Einer war der Stier, lief mit gesenktem Kopf einen andern an, der ein Tuch schwenkte. Aber der Stier war mit der Haltung des Kämpfers nicht einverstanden und prügelte ihn durch. Der Maler Greiderer hockte im Wagen, das Gesicht finster vor Nachdenken. »Saugelump, dreckiges!« knurrte er, denkend an die keramische Serie ›Stierkampf‹ seines Kol­legen. Eingesenkt fortan blieb dem Maler Greiderer das Bild des wahren Stieres, an die Palisade gedrückt, Wasser lassend, sich nicht mehr kümmernd um Menschen, Säbel, bunte Tücher, nurmehr begierig, im Schatten zu sterben.